



ern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S, Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 öK, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 4.

April 1929.

XXXII. Jahrgang.



Ein schwarzer Edelmann.

Von Hochw. P. Josef Angerer, F. S. O.



Leute von tiefer Lebenserfahrung sagen: „Ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes ist einer, der sich selbst zu beherrschen weiß; sein Adelsrang ist um so höher, je kräftiger die Neigungen seiner Natur sind, gegen die er anzukämpfen hat, damit sie der gottgewollten Ordnung nicht widerstreiten.“ —

Einen solchen Edelmann feinsten Sorte habe ich zwei Jahre lang Gelegenheit gehabt zu beobachten. Dieser Edelmann von Gottes Gnaden ist unser schwarzer Hausdiener, Abel Masaka, aus dem Stamme der Wangoni im Nyassaland. Er ist nach meinem Dafürhalten das Muster eines Hausdieners, ich will nicht sagen, ein Heiliger, aber einer, der das Zeug zu einem solchen hat. Er hat in seinem Heimatlande seine Erziehung genossen, war nach langer, strenger Prüfung im Alter von etwa 12 Jahren von den Weißen Vätern gekauft und dann weiter unterrichtet und erzogen worden, nicht so sehr in Bücherweisheit, als vielmehr im praktischen Christentum, bis er auswanderte, um sich in Südafrika mehr Geld zu verdienen. Den Katechismus und die christliche Lehre

kennt er durch und durch, soweit es seiner einfachen Schulbildung entspricht. Wenn es als eigentliche Bildung gilt, daß einer die Kenntnis der christlichen Lehre getreu auf das Leben anwendet, dann hat der unscheinbare Schwarze eine hohe Bildungsstufe erreicht.

Selbstüberwindung.

Jedenfalls ist er eine Merkwürdigkeit seiner Art. Er teilt nicht bloß nicht die Schwächen seiner Rasse, sondern hat dieselben so überwunden, daß er gerade in jenen Punkten sich am stärksten erweist, in denen sonst der Durchschnittsneger seine schwächsten Seiten zeigt. Abel scheint hierin ganz aus der Art geschlagen zu sein und seine Natur zu verleugnen.

Der Schwarze ist von Haus aus gewohnt, den üblen Neigungen, die nun einmal jedem Menschen ohne Unterschied der Rasse und Farbe anhaften, keinen Widerstand entgegenzusetzen, im Gegenteil, dieselben um jeden Preis blind und rücksichtslos durchzusetzen oder sich denselben willenlos hinzugeben, unbekümmert um höhere Gesetze und die Folgen seines Tuns.

Die Mängel, die man an den Schwarzen in der Regel auszufehen hat, sind vornehmlich Arbeitscheu, Hang nach Befriedigung ihrer tierischen Triebe, Leichtsin, Oberflächlichkeit, Unzuverlässigkeit und Unbeständigkeit. Diesem Hang zu widerstehen, kostet dem Schwarzen ein beträchtliches Opfer und es bedeutet übermenschliche, übernatürliche Kraft, wenn er dennoch darüber den vollen Sieg davonträgt. Das ist unserem Abel gelungen, soweit man nach dem äußeren Verhalten schließen kann.

Arbeitsamkeit.

Abel ist arbeitsam, wie es nur immer ein braver Diener sein kann. Solange er bei uns angestellt ist, hat sich der Bruder, unter dem er steht, niemals über Vernachlässigung seiner Arbeiten zu beklagen gehabt. Während seine Rassegenossen jeder Anstrengung und Mühe spinnefeind sind, solche nur übernehmen, soweit es ihren eigenen Interessen dient, aus Not und Zwang, und daher nichts anrühren, wenn es ihnen nicht ausdrücklich angeschafft ist, und davon lassen, sobald der Herr außer Gesichtweite ist, bedarf es bei Abel keinerlei Ansporn zur Tätigkeit. Er führt seine Arbeiten gleich regsam und treu aus, ob er beauftragt ist oder nicht. Ist eine Arbeit vollendet, dann denkt er nicht daran, sich auf die faule Haut zu legen, auch wenn ihm vorläufig nichts weiteres anbefohlen ist; er sucht sich vielmehr selbst eine Beschäftigung, die er für nützlich und dem Sinne seines Arbeitgebers genehm hält. Hierin geht er allerdings oft zu selbständig vor und verursacht Unannehmlichkeiten, wenn er es falsch trifft. Während der Arbeitszeit trifft man ihn nie müßig an. Seine eigenen, persönlichen Besorgnisse (Wäsche, Ordnen seiner Kleider, seines Zimmers, Verkehr mit Freunden usw.) nimmt er nur während der freien Zeit vor, die ihm von der pflichtmäßigen Hausarbeit übrigbleibt. Aber auch zu Zeiten, wann er sich der Hausordnung gemäß der Ruhe hingeben könnte, ist er stets willig bereit,

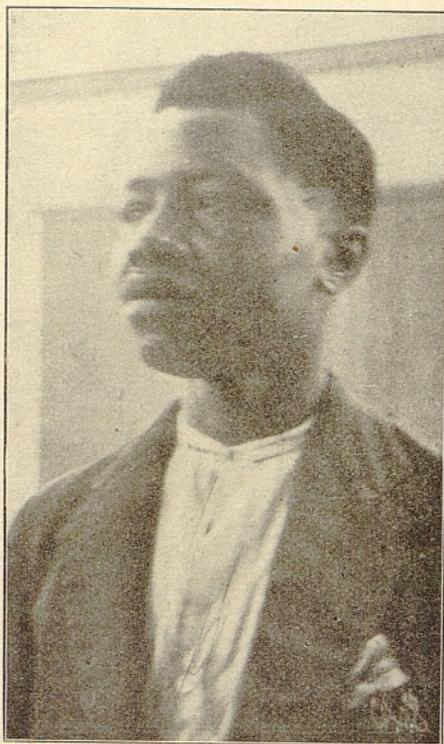
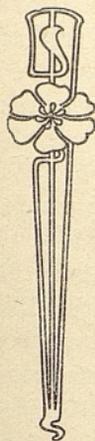
darauf zu verzichten, falls bei außerordentlichen Anlässen seine Dienste benötigt sind. Man kann ihm keine noch so beschwerliche oder unangenehme Arbeit auftragen, daß er sie nicht mit einer Bereitwilligkeit übernehme, als ob man ihm gerade damit eine erwünschte Gefälligkeit erweise. Kommt ein lässiger Kamerad zu ihm, während er eben mit einer Beschäftigung zu tun hat, um mit ihm ein wenig zu plaudern, so unterbricht er nicht seine Arbeit, gibt wohl kurze, freundliche Antwort, im übrigen läßt er den Besucher merken, daß sein Geschwätz ihm nicht erwünscht sei. An manchen Tagen drängt die Arbeit, der Diener wird von einer Beschäftigung weg bald dahin, bald dorthin gerufen und seine Geduld auf harte Proben gestellt, die er aber bisher glänzend bestanden hat. In solchem Gedränge läßt er ruhig die begonnene Arbeit liegen und geht ohne weiteres, ohne ein Zeichen des Unwillens, zur anbefohlenen über und kehrt mit derselben Ruhe wie selbstverständlich zur unterbrochenen Beschäftigung zurück, führt sie auch mit bewunderungswürdiger Elastizität zur rechten Zeit und zur vollen Zufriedenheit seines Herrn aus.

Sorgfalt.

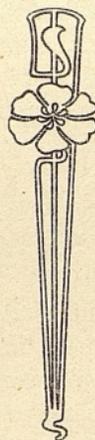
Im Gegensatz zur Art seiner Landsleute zeichnet sich Abel aus durch Sorgfalt, Gründlichkeit und unbedingte Verlässlichkeit in seinem Dienste. Nicht als ob er bei seinen Arbeiten keine Fehler beginge, dazu hat er sich noch zu wenig in europäische Verhältnisse eingewöhnt und die landläufigen Sprachen zu wenig inne, was zu mancherlei Mißverständnissen Anlaß gibt. Was aber wohlthuend an ihm wirkt, ist, daß er sein Möglichstes tut zu lernen und sich zu seinem Dienste immer mehr zu befähigen. Er trachtet, seinem Lehrmeister das Nötige abzuschauen, läßt sich gerne was sagen und nimmt eine Zurechtweisung nicht etwa mit beleidigtem Unwillen an, sondern bedauert nur, daß er nicht besser entsprach. Die Anweisung, die er einmal erhalten hat, ver-

gibt er nicht leicht, und man kann sicher sein, daß er sich, soweit es in seinen Kräften steht, für immer daran halten werde. Niemals war bei ihm Trotz, Widerspenstigkeit oder Unfolgsamkeit zu bemerken. Auf die Sachen im Hause könnte er nicht besser schauen, wenn sie sein eigen wären. Es genügt die leiseste Andeutung eines Wunsches, wie man das und jenes getan

jalt in scheinbar geringfügigen Dingen ist sonst dem Neger nicht eigen, wohl aber unserem Abel. Es ist erbaulich, ihm zuzuschauen, wenn er die Reinigung der Kirche besorgt. Leise öffnet und schließt er die Tür, macht ehrerbietig seine Kniebeugung vor dem Allerheiligsten, sobald er eintritt und jedesmal, sooft er vor der Mitte des Altars vorbeigeht, mag es die Art



Abel Masaka, ein schwarzer Edelmann.



wissen will, daß er es gewissenhaft so ausführt. Mit klugem Hausverstand und feinem Taktgefühl sucht er die Wünsche seiner Vorgesetzten herauszufinden und führt sie mit sichtlicher Befriedigung aus. Fachmänner in der Erziehungskunst behaupten, daß man die innere Bildungsstufe eines Menschen darin erkenne, wie er seine Pflichten im kleinsten erfülle, in Genauigkeit, Geduld und Ausdauer. Hierin steht Abel nicht nach. Pünktlichkeit und Sorg-

feiner Arbeit auch noch so häufig mit sich bringen. So geräuschlos als möglich, geschmeidig und doch gesetzt, bedächtig und doch flink, ohne Hast und Übereilung und doch gründlich und behutsam hantiert er herum, putzt und staubt ab bis zum letzten Winkel und Fleck. In diesem seinem Tun scheint durch, daß er sich der Gegenwart seines höchsten Herrn und seines schönen Dienstes bewußt ist. Aber auch im Pfarrhause und überall, wo er zu

tun hat, ist sein Auftreten ein ähnlich rücksichtsvolles, ruhiges und doch kräftiges und gewandtes.

Bescheidenheit.

Dabei leitet ihn nicht die Aussicht auf Anerkennung oder Lohnerhöhung, sondern das Pflichtgefühl, wohl auch seine Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande. In seiner Bescheidenheit wagt er es nie, seine geistlichen Vorgesetzten um eine Vergünstigung anzufragen, die über die Lohnbedingungen hinausginge. Wenn er sonst ihnen etwas vorzubringen hat, tut er es mit einer ehrfurchtsvollen Zurückhaltung, beinahe heiliger Scheu, wie man es hierzulande kaum einmal antrifft. Dafür ist er kindlich dankbar, wenn ihm irgendeine Gabe oder Freundlichkeit von seiten seiner Dienstherrn zukommt. Da leuchtet sein Auge auf und verzieht sich sein ganzes breites Gesicht zu sonnigem Lächeln.

Es war ein glücklicher Zufall, daß gerade er im Priesterhause angestellt wurde. Seine Bescheidenheit hätte es beinahe vereitelt. Er war vorher in einer der Minen der Stadt angestellt. Da litt es ihn aber nicht lange. Das wüßte, rohe Leben daselbst sagte ihm gar nicht zu. So versuchte er sein Glück bei uns, doch

mit Bangen, daß er im Hause von weißen Geistlichen nicht als geeignet befunden werde. In wenig vertrauenerweckendem Aussehen, in lumpigen Kleidern, wie sie die schwarzen Minenarbeiter tragen, bloß mit einer ärmlichen Schlafdecke ausgerüstet, worin er seine wenigen Habseligkeiten eingewickelt hatte, unfähig, sich in den Landesprachen verständlich auszudrücken, erweckte er bei seiner zurückhaltenden Art den Anschein, als könnte er nicht bis fünf zählen. So stellte er sich dem Pater Superior vor, um Anstellung bittend. Begreiflicherweise trug Pater Superior einiges Bedenken, ihn aufzunehmen. Dabei fragte er den armen Schlucker um seine Papiere, die ihn als Katholiken ausweisen sollten, als welchen er sich angegeben hatte. Unglücklicherweise hatte er keine vorzuzeigen. Doch wurde er aus Barmherzigkeit aufgenommen, vorläufig nur probeweise. Es stellte sich nachträglich heraus, daß das ein glücklicher Griff war. Wir sind froh, eine so treue Seele zum Diener zu haben, für den ein gleichwertiger Ersatzmann schwerlich weit und breit in Südafrika zu finden sein dürfte. Und Abel fühlt sich glücklich, für seine geringe Ansicht von sich selbst zuviel, im Hause von Geistlichen Dienste tun zu dürfen. (Schluß folgt.)

Aus einem Brief an den Pater Redakteur.

(Fortsetzung.)

... Ich habe Ihnen oben mitgeteilt, daß ich vor etwa zwei Monaten drunten in Natal war, um P. Fischer in seiner Station zu besuchen. Die Sache kam so: Es waren bereits siebzehn Jahre verflossen, daß ich diesen Pater nicht mehr gesehen hatte. Als er dann hörte, ich sei in Transvaal, kam er herauf. Da ich doch die Mariannhiller Mission persönlich kennenlernen wollte, entschloß ich mich, mit ihm hinunterzufahren.

Von der Reise selbst will ich Ihnen nicht viel mitteilen. Auf der Eisenbahnstrecke ist auch nicht viel zu sehen. Weil man keine

Tunnels bauen wollte, was ja immer eine kostspielige Sache ist, fährt man oft in langweiligen Spiralen bergauf, bergab und um Hügel herum. Als ich einen Schwarzen fragte, warum man diese Berge nicht durchsteche, meinte er verwundert: „Ja, da drinnen wohnen doch keine Leute!“ Das Sprichwort: „Zeit ist Geld“ gilt hier nicht. Man sitzt eben einen Tag länger im Kasten. Schließlich ist das auch kein Unglück. In der Nacht wandelt sich die Rückwand in Bettgestelle um und man schläft ähnlich wie in der Kajüte auf dem Meer, aber drei Mann übereinander.

Ein nicht gerade angenehmer Eindruck verstärkte sich in mir auf dieser Reise mehr und mehr: Es ist mit der Hand zu greifen, daß die Regierung für die Eingebornen nicht übermäßig viel tut. Es scheint, daß ihre Hauptbemühung darin besteht, möglichst viele Steuern aus diesen Leuten herauszuschinden. Indes weiß doch schon ein einfacher Bauersmann, daß man keine Kuh melken kann, wenn man sie nicht füttert.

„Jetzt kommt Braecroft“, sagte P. Fischer. „Die Bahnstation liegt der Missionsstation Centocow näher als die eigentliche Station Centocow auf der andern Seite.“ Er hatte zwar bereits in der Frühe ein Telegramm aufgegeben, daß wir kommen; allem Anscheine nach ist es jedoch irgendwo im Drahte stecken geblieben. Niemand da. Die Station ist eine Wellblechhütte, vielleicht fünf Meter lang und zwei bis drei Meter breit. Wir warten über eine Stunde. Niemand kommt. Es fängt an, leicht zu regnen, und der Abend kriecht griesgrämig und graudunkel heran. Einige Kilometer weg wohnt ein Farmer. P. Fischer wandert durch die Maisfelder zum Farmhaus. Der Mann wird vom Felde heimgeholt und bringt uns mit seinem Auto nach der Mission. Landessitte, daß man sich gegenseitig aushilft, wo man kann. Nach einer halben Stunde kommen wir an den Fluß und gegenüber der Missionsstation wird haltgemacht. Wir danken herzlich und das Auto kehrt um. Nun sind auch die Missionäre benachrichtigt. Über den Fluß geht eine Art Schwebebahn. Ich steige in den Kasten, und wie drüben ein Schwarzer dreht, schwebe ich majestätisch über den Wassern auf das trockene Land. Herzliche Willkommgrüße. Ein Missionär ist bei Missionären immer daheim. Der Obere, ein biederer Bayer aus dem Wald, ist ein unermüdlicher Arbeiter im Weinberge des Herrn. Überall wimmelt es von Schwarzen, groß und klein, Buben und Mädels, die da kommen und ehrfurchtsvoll grüßen. Überrascht und innerlich erfreut sehe ich, wie

sie sich alle um P. Fischer drängen. Ein jeder und ein jedes hat ein liebes Wort für ihn. Einige schöpften sogar wegen meines Kommens Verdacht. „Aber Pater Fischer bleibt doch hier, nicht wahr, er geht nicht fort?“ Und immer und immer wieder umringten sie ihn. Es war ein rührendes Bild. Ist auch ein Prachtkerl, dieser P. Fischer. Auf einem Ohr ist er stocktaub und auf dem andern hört er nichts, wenigstens nicht ohne Hörmaschine. Diese besteht aus einer Art messinginem Suppenschüffellöffel, der als Handhabe ein hohles Rohr besitzt, dessen Ende der gute Pater in den Gehörgang steckt, während man in den Löffel hineinspricht wie in ein Telephon.

Sie wissen, was es heißt, eine neue Sprache zu lernen, aber Sie wissen nicht, was es heißt, Zulu zu lernen mit seinen jogenannten Schnalzlauten, deren es vier hauptsächlich gibt. Schon wenn man ein gutes Gehör hat, machen einem diese Laute Schwierigkeiten. Was soll erst ein Tauber damit anfangen? Nun will ich Ihnen verraten: P. Fischer hat als Tauber die Zulusprache gelernt, so daß er alle Sonntage in dieser Sprache predigt. Er hört Beichte, reitet stundenweit fort, um Sterbenden beizustehen, und ist mit seinem Suppenschüffellöffel-Telephon ein unermüdlicher Missionär in jeder Hinsicht.

Als ich dort war, ging es in der Nähe „hoch“ her. Es gab nämlich eine Hochzeit; allerdings keine christliche. Ich nahm die Gelegenheit wahr und erkundigte mich über die Gebräuche, die von den heidnischen Eingebornen bei solchen Gelegenheiten beobachtet werden. Was ich da aus erster Quelle schöpfte, will ich Ihnen in aller Kürze mitteilen.

Für den Heiden, der keine höheren Zwecke kennt, besteht die Bestimmung der Frau in der restlosen Erfüllung ihrer von der Natur angedeuteten Aufgaben. Die Gründung eines eigenen Hausstandes und das Fortleben in den eigenen Nachkommen ist hier der selbstverständliche Zweck des menschlichen Daseins. Darum werden nicht nur Feste gefeiert bei der tat-

fächlichen Hochzeit, sondern auch schon in jener Periode, wann die körperliche Entwicklung die notwendigen Vorbedingungen dazu schafft. Die körperliche Reife ist dem Heiden gewissermaßen das Patent der Natur, daß er nun eigentlich Mensch geworden ist. Bei dem Vater eines heranwachsenden Mädchens kommt dazu der winkende Gewinn von soundsoviel Stück Vieh, den ihm die Verheiratung seiner Tochter einbringen wird. Wir werden uns daher nicht

ich gleich bemerken, daß mit Rücksicht auf die Gesundheit der Mädchen und die Bequemlichkeit zu Hause solche Feste nur im Sommer veranstaltet werden. Bis zu einer solchen Zeit, wo also der Mais reift und frische Kürbisse vorrätig sind, wird das Ereignis der Mutter des Mädchens offiziell verschwiegen. Auch feiert ein Mädchen das Fest nicht allein, sondern wartet, bis eine Altersgenossin desselben Dorfes es mitfeiern kann. Treffen alle diese angeführten



Hirtentuben mit ihren beiden Lieblingen, mit Hund, Flöte und Pfeife.
(Phot. von Hochw. P. Fröbste, F. S. C.)

wundern, wenn die Stammesfite mit ihren Zeremonien auch jenen Tag bedacht hat, an dem ein Mädchen sagen kann: „Jetzt bin ich groß geworden, jetzt kann ich ans Heiraten denken.“

Vielleicht wird Sie es interessieren, wenn ich einige der Gebräuche anführe.

Zunächst dürfen Sie nicht vergessen, daß es sich nicht um eine Familiensitte, sondern um Stammesgewohnheiten handelt. Das Fest der Reife eines Mädchens wird daher nicht allein innerhalb der Familie, sondern vom ganzen Dorf gefeiert, freilich nicht in dem Sinne, als ob nun groß und klein daran teilnahme. Nur bestimmte Kreise haben mitzutun. Auch möchte

Umstände zusammen, so benachrichtigen die zwei in Frage stehenden Mädchen die älteren Mädchen des Dorfes. Diese hinwiederum bitten um die Erlaubnis, es den beiden Müttern mitteilen zu dürfen, was natürlich bereitwillig zugestanden wird. Alle diese Zeit tragen aber die Mädchen noch ihre Kleider wie früher, das heißt ein Unterkleid, ein Oberkleid und ein Tuch zur Verhüllung der Brust.

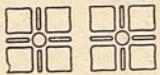
Am Festtag in aller Herrgottsfröhe, wann noch alles in tiefem Schläse liegt, erheben sich die beiden Mädchen, lassen alle ihre früheren Mädchenkleider zurück und nehmen nur je eine Decke mit sich. Sie verstecken sich an einem Platz, wo niemand sie sehen kann und der nur

noch daraufgeworfen wurde, angezündet und die beiden Mädchen müssen über das Feuer springen. Dann eilen sie zum Fluß und nehmen ein Bad, worauf sie sich in Decken einhüllen. Ihre Freundinnen folgen ihnen ebenfalls zum Fluß, teils zur Unterhaltung, teils um das Essen zu bereiten. Alle bleiben am Fluß bis zum späten Nachmittag. Dann bilden die Mädchen einen Festzug und ziehen ins Dorf zu den Häusern der Eltern. Nun sind die beiden Festtagskinder aufs äußerste herausgeputzt. Es wird gesungen und getanzt. Auch die beiden Mädchen singen und tanzen vor ihren Eltern. Hierauf werden ihnen leckere Speisen vorgesetzt, der Hauptsache nach Süßigkeiten, die von den zukünftigen Ehemännern der beiden Mädchen herbeigeschafft wurden.

Am nächsten Morgen versammeln sich wieder alle Mädchen des Dorfes und gehen zusammen mit jenen beiden in den Wald, um Holz zu sammeln. Dort werden ihnen nun noch die Haare geschritten. Während des kommenden Monats binden sie kleine, dünne Schnüre um den Kopf. Mit ihren Brüdern und Onkeln dürfen sie nicht sprechen, bis diese ihnen ein Geschenk verabreichen.

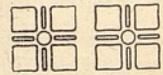
Wie sehr alle diese Festlichkeiten mit der wirklichen Hochzeit zusammenhängen, können Sie schon daraus entnehmen, daß auch von seiten der Eltern es als eine Selbstverständlichkeit angesehen wird, wenn nun ihre Tochter und deren Bräutigam sich Rechte anmaßen, die ihnen eigentlich nur die Hochzeit verleihen kann.

(Schluß folgt.)



Gewitter im Schilluklande.

Von Hochw. P. Pischorn, F. S. C. (Schluß.)



Schlägt der Blitz in ein Haus ein, so erschallt der Kriegsruf: Lu, lu, lu, lu . . . Die männliche Bevölkerung des Dorfes und der benachbarten Dörfer eilt zum Fluß, mit den Lanzen in der Luft herumfuchtend, um dadurch Deng zu bewegen, in seine oberen Regionen sich zurückzuziehen und so weiterem Unheil vorzubeugen. Angelangt beim Fluß, schleudern sie ihre Lanzen ins leichte Uferwasser; durch dies Eintauchen der Lanzen ins Wasser soll die Bitte um Dämpfung des Feuers symbolisch ausgedrückt werden. Jeder reißt sodann eine Handvoll Gras ab und wirft sie, zurückgekehrt ins Dorf, auf die noch glimmenden Feuerreste.

Mitunter begnügt man sich auch, mit aufgehobenen Händen zum brennenden Hause zu eilen, während aus aller Kehlen der Kriegsruf erschallt.

Ein oder zwei Tage nach dem Feuer, wenn die Mauerüberreste bereits abgekühlt sind, versammeln sich die Dorfsinsassen. War kein Men-

schenleben zu beklagen, so wird ein Schaf geschlachtet, gekocht und Bier gebraut. Ist das Tier gekocht, werden Leber, Magen, Herz, Zunge, Ober- und Unterlippe sowie die Lunge auf die Seite gelegt. Die Mauern des abgebrannten Hauses werden nach der Innenseite umgeworfen und die auf die Seite gelegten Teile des Opfertieres auf den so entstandenen Erdhaufen gelegt; alles Amtstätigkeit des Dieners des Deng. Dafür beansprucht er mit seinen Amtsgenossen die saftige Fleischsuppe, in der das Opfertier gekocht ward, zu einem guten Teil, während ein verschwindend kleiner Teil über die auf den Erdhügel gelegten Fleischstücke gegossen wird. Das gleiche gilt vom gebrauten Bier. Hierauf tanzen die Anwesenden einige Male unter Absingung von Deng-Liedern um den Erdhaufen herum. Nach Beendigung desselben pflanzt der Hauptdiener des Deng einen Ast des Sigligbaumes auf den Erdhaufen, während die Leute zum Fluß ziehen, sich zu baden. Gegen Ende der Regenzeit läßt die Familie,

aus deren Mitte eines durch Blitzschlag umgekommen ist, die Bewohner des Dorfes „zum Bier“ ein. Eine Kürbischale voll wird auf den Erdhaufen des verbrannten Hauses zu Ehren des Dings ausgegossen; ein Vorgang, der in manchem Distrikt gleichsam Familiengewohnheit ist und jährlich wiederholt wird. Durch dieses „Trankopfer“ glaubt man, den Blitz für fernehin abzuhalten.

Quelle von großer Angst und Furcht. Zur Illustrierung desselben folgendes: Einige Europäer, nicht vom „schwachen Geschlecht“, waren irgendwo in Afrika; sie wohnten in einem aus gebrannten Ziegeln gut und fest gebauten Hause und oblagen daselbst ihrem Beruf. Eines Tages, es war zur Regenzeit, entlud sich über dem Ort ihres Verweilens ein ganz ungewöhnlich starkes Gewitter. Wiederholt schlug es in der Um-



Döfseureiter.

(Phot. von Hochw. P. Bröbste, F. S. C.)

Ohne Sattel, mitunter auch ohne Bügel sieht man sie vielfach in großen Gruppen zusammen daherreiten.

Am nämlichen Platz, an dem ein Haus vom Blitz zerstört ward, wird nie ein anderes mehr aufgeführt. Bäume, die vom Blitz getroffen wurden, werden verehrungswürdig in den Augen der Schilluk, und Weihgaben sowie Schlachtopfer werden vor solchen dargebracht.

Zu Beginn und zu Ende der Regenzeit sind außerordentlich heftige Gewitter eine häufige Erscheinung. Was Wunder, wenn der Neger diese gewaltigen Naturvorgänge mit einer gewissen Beklemmung betrachtet, deren Unheil zu beschwören sucht; bilden diese unheimlichen elektrischen Entladungen doch auch selbst für den Europäer, trotz seiner Kenntnis der Elektrizität und deren Wirkungen, nicht selten eine

gegend ein. Es ward guterlezt geradezu unheimlich; auch der erwähnten Europäer bemächtigte sich eine sonderbare Beklemmung. Schließlich erhob sich der Älteste aus ihnen, entfernte sich leise und richtete seine Schritte nach dem unter der Erde angebrachten Magazin, wo die gewaltigen Donnerschläge einigermaßen gedämpft an sein Ohr schlugen. Hier im Dunkel gedachte er das Ende des Ungewitters abzuwarten. Er hatte sich noch nicht lange behaglich seine Lage hergerichtet, da vernahm er leise Schritte, die sich sachte der Magazintüre näherten und, zu seiner nicht geringen Bestürzung, tatsächlich den Weg die Kellerstiege hinunter nahmen. Wollte sich doch der eine

einigen Mädchen bekanntgegeben wird, weil diese während des Tages ihnen Essen bringen und bei Sonnenuntergang sie abholen müssen. Wenn es dann dunkel wird, bringen einige Mädchen die beiden Flüchtlinge zurück, während andere im Dorfe herumgehen und um Matten oder Decken betteln, womit den beiden Festtagskindern in einer Hütte ein Aufenthaltsort hergerichtet wird. Wenn der Festzug im Dorfe ankommt, erhebt sich froher Gesang, der sich fortsetzt, bis man an dem neuen Aufenthaltsort der beiden Mädchen anlangt. Diese letzteren dürfen aber nicht in das Haus ihres Vaters eintreten. Entweder bringt man sie in einem fremden Haus unter oder bei ihren Großeltern. Außerdem ist es den Mädchen verboten, mit ihren Vätern zu sprechen, bis sie vier Ziegen geschlachtet haben. Auch ist es ihnen nicht mehr erlaubt, mit der Hand zu essen oder aus der Hand Wasser zu trinken, wie das sonst da unten üblich ist. Falls sie keine Gabel haben, müssen sie, ähnlich wie es die Chinesen tun, kleiner Hölzchen sich bedienen. Ebenso ist es ihnen für einen ganzen Monat untersagt, sich zu waschen.

Am darauffolgenden Tag gehen einige Dorf-mädchen zum Fluß, um dort weiches Gras zu pflücken. Zwei andere Mädchen bleiben als Begleiterinnen zu Hause, falls die beiden abge-sonderten Mädchen einen Ausgang zu machen haben. Die übrigen Dorffräuleins werden eben-falls eingeladen, zu kommen und den beiden Unterhaltung zu verschaffen. Die Mädchen, denen die Feier gilt, dürfen nicht wie gewöhn-lich auf Matten schlafen, sondern müssen auf dem Gras liegen, das ihre Genossinnen am Flußufer geholt haben. Dafür können sie essen, so oft und so viel es ihnen beliebt. Und in der Tat machen sie reichlich Gebrauch von dieser Erlaubnis, damit sie recht gut aussehen, wenn sie nach einem Monat aus ihrem unfreiwilligen Aufenthaltsort wieder herauskommen. Wie doch die Menschen verschieden sind! Drüben bei Ihnen in Europa ist es „schön“, daß die

jungen Damen sich nach der „schlanken Linie“ dressieren, damit sie womöglich aussehen wie ein ausgetrockneter Stockfisch; hier gehen die jungen Ewastöchter darauf aus, allenfalls prall zu werden wie eine Dampfnudel.

An jedem Abend kommen Dorf-mädchen, singen und tanzen und schlafen in der Hütte. Manchmal kommen auch Burschen zur Unter-haltung. Diese müssen aber erst etwas bezahlen, bevor sie zur Gesellschaft zugelassen werden. Den beiden Mädchen hingegen ist es strenge verboten, mit irgend jemandem zu sprechen. Selbst wenn sie aus Scherz geschlagen oder sonstwie gequält werden, müssen sie sich mäu-schenstill verhalten.

Wenn eine Woche vorbeigegangen ist, be-geben sich die Dorf-mädchen in Prozession zu den Vätern ihrer beiden Freundinnen und bitten sie, etwas für die Gesellschaft zu schlachten. Vor dem Elternhaus jedes der beiden Mädchen führen die Dorfschönen Tänze mit Freuden-gesängen auf und die Väter schlachten dann gewöhnlich zwei Ziegen. Abends kommen die Altersgenossinnen der beiden Mädchen vor ihrer Hütte zusammen und führen ebenfalls Tänze auf. Leider will es die Stammes-sitte, daß diese Tänzerinnen mit Ausnahme eines kleinen Schurzes unbekleidet sind.

Ist ein Monat verflossen, so können die beiden Mädchen ihren provisorischen Aufent-haltsort verlassen. Vorher müssen sie ihn jedoch mit Kalk ausweißen. Auch die Eltern bereiten nun ein großes Fest für Verwandte und Be-kannte. Die Freundinnen der beiden Mädchen sammeln am Abend der letzten Nacht all das Gras, das sie vom Fluß als Lager für sie herbeigeht hatten und das nun heudürr ist, nehmen auch die Strohmatten, die als Scheide-wand gedient hatten, um den Raum der beiden Mädchen in der Hütte abzusperren, hinweg und werfen alles auf einen großen Haufen. An diesem Abend hat kein Bursche Zutritt in die Hütte. In aller Frühe des nächsten Tages wird der Haufen Gras, Heu, Matten und was sonst

im Versteck nicht entdeckt und so seine nicht allzu starken Nerven nicht etwaigem Gutachten ausgesetzt wissen. Doch auch der andere war vom gleichen Bestreben beseelt und hielt sich mäusehinstill in seinem Versteck. Das Unglück wollte es, daß ersterer niesen mußte und so, obgleich

im dunklen Kellergewölbe, dennoch ans Tageslicht kam. Allein seine Verlegenheit ob des Entdecktwordenseins ward erheblich gemindert durch das Bewußtsein, nicht der einzige zu sein, der an solch bedenklicher Nervenschwäche leidet.

Der Häuptlingssohn von Bandari.

Der Roman eines Schwarzen von P. Johannes Emontz, S. C. J.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Die Flucht vor dem Tode.

Während die beiden treuen Freunde ihren abenteuerlichen Plan in Zamonga ausgeführt hatten, war das Elend und die Todesnot in Bandari aufs höchste gestiegen. Rüstig schritten sie aus. Immer näher kamen sie dem Dorfe. Aber seltsam! Kein Gongschlag dröhnte, kein Tanzgesang war zu hören. Alles still! Nur Nasgeier kreisten über dem Dorfe, flogen nieder auf den Boden, als hielten sie dort unten Mahlzeit. Der eine weist es dem andern. Bleicher Schrecken schließt ihnen den Mund. Jeder errät des andern Gedanken — Vorwärts, vorwärts! Gewißheit ist leichter zu tragen als diese fürchterliche Ungewißheit. Und sie ward ihnen gleich beim ersten Gehöft. An drei Stellen sitzen die Nasgeier und sättigen sich an toten Bandarileuten. Eiskalter Schauer durchrieselt sie. Weiter eilen sie. Nur Tod und Grausen! Nur Schauder und Leichengeruch! — „Der umgehende Tod . . .“, raunte Debu. „Der umgehende Tod . . .“, wiederholte mechanisch Dschembana. — „Komm, Dschembana, laß uns ins Gebirge fliehen, ehe wir selber dem Tod verfallen!“ mahnt Debu. — „Nein, erst zum Vater! Ist er tot, dann fliehe ich mit dir ins Gebirge, lebt er noch, dann werde ich ihn retten oder mit ihm sterben.“ Schon stehen sie am Eingang des inneren Gehöftes. Die Türe ist halb offen. Dschembana klopft an und hört dumpf und hohl eine bekannte Stimme: „Wer du auch bist, tritt ein!“ Gesund und frisch, aber verstört von dem Schrecklichen, das sie sahen, treten Dschembana und Debu in das kleine Gehöft. „Mein Vater,“ ruft Dschembana heftig und mit bebender Stimme, „was ist vorgefallen? Der umgehende Tod

hielt Einkehr in Bandari?“ — „Dschembana!“ antwortete erschreckt der Häuptling. „Du — du — lebst noch! Schnell, verlaß das Gehöft und die Ebene des Todes! Ich befehle es dir! Ich, dein Vater! Fort! Ich will es!“ — „So komm mit uns ins Gebirge. Dort wird der Tod dich nicht finden.“ — „Der umgehende Tod wird mir dahin folgen und euch ebenfalls ergreifen. Flieht ohne mich!“ — „Vater, du bist noch gesund und wir beide auch. Noch einmal, Vater, komm und fliehe mit uns.“ — „Ich bleibe hier! Aber du, Dschembana, du mein Stolz, mein Trost, du, der einzige, der mir helfen will und zu mir kommt, du darfst nicht sterben, Dschembana!“ — „Ich will versuchen, dich zu retten, mein Vater!“ — „Hier ist nichts mehr zu retten.“ — „So gehe mit uns, Vater.“ — „Nein, Mbämbä stirbt, weil er sterben muß. Aber du eilst sofort ins Gebirge. Ich gebe dir meine Hand nicht zum Abschied, weil ich dir den Tod nicht reichen mag.“ Dschembana wollte etwas entgegen, aber Mbämbä machte eine abwehrende Bewegung, sein Zorn flammte auf. „Kein Wort mehr!“ sagte er heftig und aufgereggt. „Fort, aus meinen Augen! Willst du meinem Befehle trotzen?“ — „Ja, Vater, ich wage es, denn ich werde nicht wie die anderen in feiger Weise fliehen und dich im größten Unglück allein lassen. Ich bleibe und sterbe mit dir.“ Das war wohl das erstemal, daß man es wagte, dem großen Mbämbä zu trotzen. Doch war es Trost? — Nur echte Kindesliebe war solchen Mutes fähig. Das fühlte selbst ein Mbämbä. Mit zitternder Stimme sagte er: „Dein trotziges Wort macht mich glücklich, wie ich es nie in meinem Leben war. Deine Kindesliebe ist größer als mein Unglück. Aber nun habe ich eine Bitte. Willst du sie mir

erfüllen?“ — „Ich werde sie erfüllen, wenn es mir möglich ist.“ — „Dein Bögnern macht mich traurig. Sage mir, daß du unter allen Umständen meine Bitte erfüllen wirst.“ — „Nun, mein Vater, um dich nicht zu betrüben, so sei es: Ich erfülle unter allen Umständen deine Bitte.“ Lange und tief schauten Vater und Sohn sich an. Dann sagte Mbämbä: „Ich danke dir,

„Leb' wohl, großer Häuptling!“ — Ehrfurchtsvoll entbot Debu diesen letzten Gruß seinem höchsten Vorgesetzten. Dann gingen beide betrübt davon. Mbämbä zog sich sogleich in seine Schlafhütte zurück. Auf die noch glühenden Kohlen seines Nachtfeuers legte er trockenes Gras und, als es hell aufglackerte, Bambusscheit um Bambusscheit. Eine geraume Weile



Lebende Vogelscheuche.

(Phot. von P. Fröbkle, F. S. C.)

Dazu müssen sich meist Mädchen gebrauchen lassen. Mitten im Kaffertornfeld stehen sie den ganzen Tag auf einem Stein oder Sockel aus Nasenstücken und verjagen durch Rufen und Schleudern von Erd- oder Lehmkügelchen die aufdringlichen gesiederten Näscher.

Dschembana. Du bist ein echter Sohn. Wenn ich dir jetzt sage, geh fort von mir, fliehe aus Bandari und rette dich und deinen Freund, laß deinen Vater zurück — dann wirst du die größte Tat vollbringen und deinen Vater glücklich machen. So, nun geh und kehre nicht um, wenn auch etwas Besonderes geschehen sollte. Geh fort, weit fort von hier und kehre nicht mehr hieher zurück.“ — „Ich gehe, Vater. Ich werde deine Bitte erfüllen, so schwer sie auch zu erfüllen ist. Leb' wohl, mein Vater!“ — „Leb' wohl, Dschembana!“ sagte mit Tränen in den Augen Mbämbä. —

saß er sodann nachdenklich, doch heiteren und zufriedenen Gesichtes neben dem Feuer... „Nun werde ich sterben“ — sagte er endlich halblaut und in Gedanken verloren vor sich hin, „doch nicht wie die anderen feigen ‚Großen‘, die dem umgehenden Tode entfliehen wollten und ihm dennoch in die Arme fielen. Mich wird dieser Tod nicht erwischen!“ — Immer mehr Bambus und trockenes Gras legte er auf die Glut. Prasselnd schlug sie gegen die Decke der Hütte, daß sie aufstammte und bald auch die Hüttenwände in Brand setzte. Mbämbä freute sich. Seine Absicht war

erreicht. Die Hütte brannte und begrub ihn unter den brennenden Trümmern. Das ganze Häuptlingsgehöft war bald nur noch ein rauchendes Trümmerfeld. Mbämbä, der große Stammeshäuptling, war tot.

Auch in der weiten Ebene gab es bald kein noch so entferntes Dorf mehr, in dem nicht der Tod seine Opfer forderte. Gesunde saßen oft stumpfsinnig neben einer Totenhütte. Wohin sollten sie auch fliehen! Der Tod war ja doch unausbleiblich. Viele ergaben sich in ihr hartes Schicksal, das nur der Gedanke an ein baldiges Erlöstsein milderte. Die meisten anderen jedoch sannan auf immer neue Flucht; nun in der Ebene keine Rettung mehr war, sollte das Gebirge Zuflucht bieten. Da fanden sich Schlupfwinkel und Verstecke, da gab es Wild und mancherlei genießbare Wurzeln, die ihnen für die Zeit des Aufenthaltes zur Nahrung dienen konnten. . . Die Flucht wurde bald wieder allgemein, trotz der Befürchtung, von den feindlichen Nachbarstämmen aufgesucht, verfolgt und wie flüchtiges Wild erschlagen zu werden. Nur fort aus der Sumpfebene, die eine Ebene des Todes war! Aber wie ins Gebirge gelangen? Acht Tage bereits war Regenzeit. Abend für Abend, Nacht für Nacht waren gewaltige Regenmassen den Wolken entströmt, hatten die Rinnen und Bächlein, die ausgetrockneten Wasserläufe und den mit hohem Schilfrohr durchwachsenen Fluß gefüllt und gar allzubald zum Überlaufen gebracht. Die Ebene erhielt allmählich das Aussehen eines großen, inselreichen Sees. Bald schon gab es nur noch einen einzigen Weg, auf dem noch ein Entkommen möglich war. Männer, Frauen und Kinder strömten dorthin zusammen. Lebensmittel, Töpfe, Hausgerät und andere Gebrauchsgegenstände schleppten sie mit und mußten sie nun doch zurücklassen, da es galt, das nackte Leben zu retten. Hinein in den Sumpf ging's, hinein ins Wasser, das fürs erste nur bis an die Knie, bald jedoch schon bis an die Hüften reichte. Aber nur weiter, weiter, der winkenden Befreiung entgegen. Tiefer und tiefer sank man ein in die grundlosen schwankenden Sumpfswege. Kinder und Frauen blieben ermattet zurück, baten und jammerten um Hilfe und blieben unerhört. Andere gerieten neben den Weg und versanken im Morast, ohne Hilfe zu finden. Herzerreißend waren die Jammerrufe, unsagbar das Hilsegeschrei, gräßlich die Ratlosigkeit und die

Verzweiflung. Immer lichter wurden die Reihen der flüchtenden Bandarileute. Ein anderer Tod hielt grauig-reiche Ernte; der Rettungsweg ward zum Todesweg. Nur ganz wenige Flüchtlinge hatten im Gebirge ein gutes Versteck gefunden, jene nämlich, die durch ihre früheren Jagdstreifen gut mit der Gegend bekannt waren. Aber wie lange wird es sie schützen gegen den auf Opfer lauenden Tod. . . ?

6. Kapitel.

Durchs Gebirge.

Dschembana und Debu hatten sich nach jenem merkwürdigen Abschied vom Häuptlingsgehöft mit dem Notwendigsten versehen und waren schwer bepackt auf dem Sumpfswege ins Gebirge aufgebrochen. Der Übergang über den Sumpfweg gelang ohne besonderen Zwischenfall, wenn auch das Wasser bereits merklich gestiegen war. Sie drangen weit ins zerklüftete Gebirge vor und suchten die sorgsam versteckte Gebirgshöhle auf, die ihnen schon öfter bei ihren Streifzügen zum nächtlichen Unterschlupf gedient hatte. Wenn irgendwo, dann konnten die beiden Freunde sich hier vor den Nachstellungen der Feinde sicher fühlen. Furchtbar aufregende Tage folgten. Der Aufenthalt gestaltete sich zu einer wahren Höllequal für die beiden Flüchtlinge. Die Nahrungsmittel, die sie mitgebracht, reichten nur für kurze Zeit. Was dann? Tagsüber dursteten sie, um den Feinden keinen Anhaltspunkt zu geben, kein Feuer machen. Die Feinde hätten durch den Rauch auf sie aufmerksam werden müssen. In beständiger Gefahr sein, entdeckt und von den Feinden wie flüchtiges Wild erschlagen oder vielleicht langsam zu Tode gemartert zu werden, hielt sie in fortwährender Aufregung. Dschembana schien der Verzweiflung nahe. Seit dem Abschied von seinem Vater hatte er kein Wort mehr gesprochen. Das traurige Schicksal seines Vaters und das furchtbare Unglück seines Stammes hatten ihn gewaltig erschüttert. Welch ein Glück, daß er gerade jetzt einen tapferen Freund zur Seite hatte, der sein Unglück verstand, der mitfühlte und den wühlenden Schmerz sich ausleben ließ. Debu hatte das Versteck bald etwas wohllicher eingerichtet, dürre Äste und Zweige herbeigeschafft und ein weiches Lager bereitet. Von Zeit zu Zeit ging er mit Lanze, Pfeil und Bogen aus, um ein kleines Wild oder einen Vogel zu erjagen und nähere Nachrichten

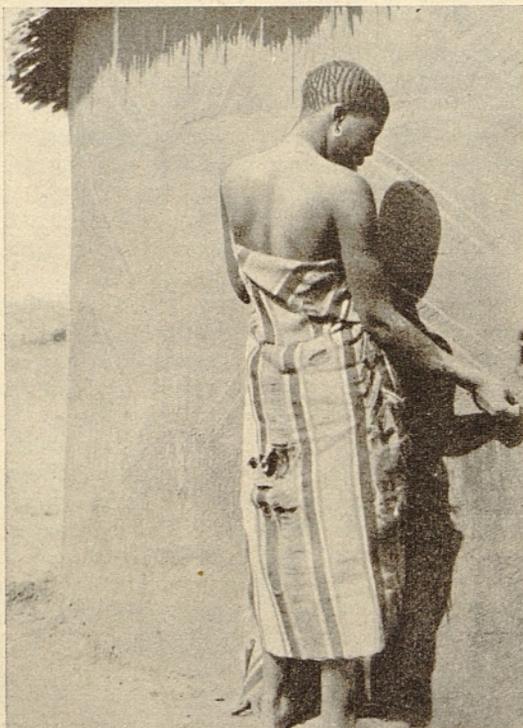
über die Zustände in Bandari zu erhalten, die allerdings von Tag zu Tag ungünstiger sich gestalteten. Er hütete sich wohl, seinem kranken Freund auch nur ein Wort darüber zu sagen, sondern ließ ihn still bei seinen wehmütigen Träumereien. Was hätte es auch genügt, sagen zu müssen, daß viele Hunderte auf der Flucht angekommen und daß der Tod nun unter den im Gebirge zerstreut lebenden Flüchtlingen umging. Nein, er sagte nichts, er schaltete und waltete nur in größter Hingebung in der Höhle oder setzte sich still neben das kleine Feuerchen. Etwa acht bis neun Tage hatte der dumpfe Dämmerzustand Dschembanas gedauert, als Debu allmählich eine Änderung in seinem Freunde wahrnahm. Sein Auge war nicht mehr so starr, er blickte zeitweilig wie erstaunt umher und schaute fragend und forschend auf Debu. „Debu! Heute gehen wir wieder nach Bandari“, sagte der Kranke plötzlich. — „Es ist noch zu früh, Dschembana, wir müssen noch einige Zeit hier bleiben.“ — „Hier bleiben? Weshalb hier bleiben?“ — „Dschembana, du bist noch nicht ganz gesund. Der Weg ist weit und beschwerlich. Der Übergang durch den Sumpf ist nicht mehr möglich. Die ganze Ebene ist überschwemmt.“ — „Ganz überschwemmt?“ — „Ja, es ist unmöglich, hinzugehen. Wir können nicht nach Bandari.“ — „Und der umgehende Tod ist fort?“ — „Wie kann ich es wissen, da ich nicht hinabsteigen kann, um nachzusehen.“ — „Ich aber will es wissen.“ — „Woher solltest du die Nachricht erhalten?“ — „Ich will sie mir holen.“ — „Das wirst du nicht tun, denn du weißt, was du deinem Vater versprochen hast; das Versprechen aber, das du einem Toten gegeben, muß dir heilig sein.“ — „So soll ich denn überhaupt nicht mehr nach Bandari zurückkehren? Soll ich etwa wie ein flüchtiges Wild hier im Gebirge, etwa in dieser Höhle, mein Leben verbringen?“ — „Nein, das sollst du nicht. Ich hoffe, daß du bald wieder gesund und stark bist, dann wollen wir zusammen überlegen, wie wir unser Leben einrichten und . . .“ — „Du sprichst von Hoffnung,“ unterbrach ihn Dschembana, „für mich gibt es keine Hoffnung mehr, es bleibt mir nichts mehr übrig, als elend hier im Gebirge zu sterben.“ — „Und doch, Dschembana, verzweifle nicht, habe Mut und Vertrauen, ich werde dir einen Ausweg aus der Bedrängnis zeigen.“ — „Einen Ausweg, Debu! Es gibt keinen. Der Tod ist der einzige Ausweg.“

— „So will ich schweigen, Dschembana, und den Tag abwarten, an dem du meinen Rettungsplan hören willst, der dich und mich dem Tode entreißt und uns eine bessere Zukunft bringt.“ Dschembana versank wieder in seine Träumerei, doch stöhnte und schrie er nicht mehr wie vorher, sondern schien nachzudenken.

Der Plan, den Debu schon seit dem ersten Tage seines Höhlenlebens mit sich herumgetragen und reiflich überlegt hatte, stützte sich auf die Erzählungen der Haussah. So viel Schönes hatte er aus dem Lande der Haussah, von dem großen Wasser (Rüste), von den seltsamen schwimmenden Häusern der Weißen (Schiffe) und dem guten Leben in jenen Gegenden gehört, daß er darauf seine Hoffnungen aufbaute. Er gedachte, sich mit Dschembana bis zu dem vielgenannten Abonadi, einem Karawanenknottenpunkt, durchzuschlagen und dann im Anschluß an eine abreisende Karawane jenes ferne Märchenland zu erreichen. Eine geraume Zeit verging, ohne daß einer ein Wort sagte. Endlich schaute Dschembana seinen Freund mit großen Augen an und fragte: „Debu, du sprichst von einem Ausweg. Du tatest, als gäbe es noch Hoffnung. So meinst du also, daß es für uns noch einen Rettungsgedanken gibt? Deine Worte sind nicht nur hohle Trost- worte?“ — „Was hätte es für einen Zweck, dich zu belügen?“ — „So sage mir, was du dir ausgedacht hast.“ — „Willst du mir ruhig zuhören, ohne mich zu unterbrechen oder mich abzuweisen?“ — „Ich werde dich nicht unterbrechen.“ — „So höre. Deinem Vater hast du versprochen, nicht mehr nach Bandari zurückzukehren. Hier im Gebirge können wir nicht bleiben. Als ich nun darüber nachdachte, wie wir uns retten könnten, da kamen mir die Erzählungen der Haussah in den Sinn. Mit größter Spannung lauschten wir, wenn sie von jenem Wunderland sprachen, das an das große Wasser grenzt, auf dem die schwimmenden Häuser der Weißen ankommen und abfahren. Wie oft wünschten wir, in jene Länder zu reisen, das große Wasser zu sehen, die wundervollen Häuser des Wassers schauen zu können. Ich dachte mir nun in diesen Tagen, wie wäre es, wenn du mit deinem Freund Dschembana den Weg zum großen Wasser veruchen würdest. Ich entsann mich, von den Haussah öfter von Abonadi, dem großen Karawanendorf, gehört zu haben; dort wollte ich mich einer der Karawanen zur

Rüste anschließen. So, — nun hast du in kurzen Worten meinen Plan gehört.“ — „Ja, Debu, ich muß gestehen, du hast recht. Ich muß über deinen Plan staunen. Und du meinst wirklich, durch die weite Gegend unserer Feinde nach Abonadi zu gelangen?“ — „Ja, ich hoffe es, wenn du mit mir gehst. Du hast es mehr als einmal gewagt, in ein feindliches Dorf

Gefahren vor Augen geführt, als du nach Bafalo dich aufmachtest? Konnten da nicht auch Leoparden und andere wilde Tiere, Schlangen, Feinde, gefährliche Wasserübergänge und sonstiges dir begegnen, das dir augenblicklichen oder qualvollen Tod brachte?“ Dschembana schaute nachdenklich vor sich hin, er fand keine Antwort. Debu aber fuhr fort: „Wir wollen heute nicht



Negermädchen beim Verzieren der Hüttenwand.

(Phot. von P. Pröbkle, F. S. C.)

Die Neger haben auch Sinn für Schönheit. Das Mädchen auf dem Bilde ritzt einfache Liniornamente in die Lehmwand der Hütte, um ihr so ein etwas angenehmeres Aussehen zu geben.

einzudringen. Nun aber geht es nicht darum, Gehöfte in Brand zu stecken und Kriegsmedizin zu rauben, jetzt gilt es nur, uns ungesehen an den feindlichen Dörfern und Gehöften vorbei nach Abonadi durchzuschlagen.“ — „So wolltest du es wirklich versuchen?“ — „Nicht nur will ich es, ich werde es versuchen.“ — „Ich bewundere deinen Mut, Debu, doch es ist mir schwer, deinen schönen Worten zu glauben. Die Gefahren werden zahllos sein wie die Blätter an den Bäumen.“ — „Gewiß, der Gefahren werden viele sein, aber hast du an alle Gefahren gedacht, als du nach Bafadu gingst? Hast du dir alle Möglichkeiten und

weiter darüber sprechen. Überlege, denke nach, mache morgen deine Gründe dafür und dagegen geltend, jetzt aber wollen wir uns freuen, daß der allzu große Schmerz um deinen toten Vater und um das Unglück unseres Stammes von dir gewichen ist.“ Die Augen Dschembanas wurden wieder lebhaft. Er schaute dankbar und gerührt seinen Freund an und sagte: „Es ist, wie du sagst. Ich war krank vor Schmerz und Trauer, aber ich fühle, daß deine Hoffnung sich bereits in mein Herz einschleicht und mich wieder gesund macht. Du bist ein Freund, wie es wenige gibt. Gib mir deine Hand, daß ich sie warm und dankbar an mein Herz drücke.“

Am folgenden Tage hatte sich Debu wieder ins Gebirge hinausgewagt. Schon bald aber kam er außer Atem zur Felsenhöhle zurück, zertrat das Feuerchen und sagte: „Schnell, Dschembana! Wir müssen fliehen! In wenigen Augenblicken werden die Feinde hier sein! Komm! Aber schnell!“ Damit ergriff er seine Lanze, die Handtasche mit den wenigen Habseligkeiten, und fort war er. Dschembana folgte ihm auf dem Fuße. Sie sprangen den Felspfad hinab und in das Gebüsch hinein, so schnell sie nur konnten. Es war die höchste Zeit gewesen, denn eine Anzahl Dankilileute war in demselben Augenblick am Felsen angelangt, als sie soeben im Gebüsch verschwanden. Sie mußten wohl die Flucht bemerkt haben, denn laut schreiend folgten sie den Flüchtlingen, die wie gehegtes Wild davonstürmten. Zum Glück kannten sowohl Debu wie auch Dschembana jeden Weg, jeden kleinen Pfad. Dschembana folgte seinem Freunde. Die Angst machte auch ihm schnelle Beine, obschon sein krankhafter Zustand ihn bedeutend geschwächt hatte. Das Geheul der suchenden Dankilileute wurde immer schwächer, der Vorsprung der beiden also immer größer. Bald waren die Fliehenden auf allerlei Kreuz- und Querwegen den Häschern entschwunden und nur noch in der Ferne vernahm man die wilden Rufe der Verfolger. Sie nahmen sich nun Zeit zum Verschnaufen und kauten eine Kolanuß, von denen sie sich beim Abschied aus der Ebene eine Anzahl in ihre Taschen gesteckt hatten. Der Atem flog, sie konnten kaum sprechen und lauschten gespannt in den Wald hinaus. Ein ungewisses Geräusch veranlaßte sie weiterzueilern; nach einiger Zeit machten sie wieder eine Pause, und so ging's voran, bergauf, bergab, über Hügel und durch gefährliche, halbschwerliche Schluchten, bis sie in ein Gebiet kamen, das sie nicht mehr kannten. Da gleichzeitig der Bergnebel sich zeigte und die Luft sich plötzlich abkühlte, stand Debu von einem weiteren Vordringen ins Gebirge ab. Schnell bauten sie sich eine kleine Buschhütte aus Zweigen und Moos, sammelten dürres Holz und suchten mit vereinten Kräften nach der allen Schwarzen bekannten Art der Reibung morscher Hölzer Feuer zu gewinnen. Fast schienen ihre Bemühungen erfolglos zu bleiben, denn die Hölzer waren feucht. Ihre Arme und Hände wollten schier den Dienst versagen, aber der Gedanke an die schreckliche Nacht ohne Feuer ließ sie fortfahren, bis sie endlich, beinahe gegen

jede Hoffnung, ein leichtes Glimmen des Holzstaubes bemerkten, das sie durch vorsichtiges Blasen zur Glut ansachten und durch kleine Holzstückchen verstärkten, so daß bald die kostbare Flamme hervorlug. Die Nacht war unterdessen hereingebrochen und hatte ein heftiges Gewitter und furchtbaren Regen mitgebracht. Die beiden Flüchtlinge waren hoch erfreut, den Feinden nicht in die Hände gefallen zu sein. Debu holte aus seiner Armtasche eßbare Wurzeln, Beeren, mehrere Bombas (rote, säuerlich-süß schmeckende Zwiebeln einer afrikanischen Waldpflanze), die er bei seinem Ausgang vor der Flucht oben im Gebirge und in den kleinen Pausen der Flucht zu sich gesteckt hatte, und teilte den größten Teil davon dem hungrigen Dschembana zu. „Ich habe noch etwas für dich, Dschembana, sieh hier!“ Mit diesen Worten langte er zwei Maiskolben hervor und gab sie seinem erstaunten Freunde, der sie röstete und aß, während Debu eine Kolanuß kaute. Die beiden saßen noch einige Zeit zusammen, sprachen sich Mut zu und überlegten den Plan der Flucht. Aus den Berichten der Hauffah wußten sie, daß Abonadi an drei verschiedenen, sich kreuzenden Karawanenstraßen, ungefähr zehn Tagereisen von Bandari entfernt lag. Debu entsann sich auch der verschiedenen Namen jener Orte und Stämme, durch welche sie hindurchziehen mußten. Auch hatten die Hauffah gesagt, daß der „Abonani me kena“ — „der schwarze Fluß“ —, der in dem Bandarigebirge sein Quellgebiet hatte, an Abonadi vorbeifließe und fast immer eine südliche Richtung einhalte. Mehr Anhaltspunkte fanden sie nicht, wie sehr sie auch suchten. Es genügte ihnen vorläufig. Die erste Nacht der Flucht ging ohne Störung vorüber. Leider erreichten sie am folgenden Tage nicht das Ende des gewaltig ausgebreiteten und beschwerlichen Gebirgszuges, da sie oft steile Felswände, ganze Bergkegel oder gefährliche Schluchten umgehen mußten. Erst am zweiten Nachmittag sahen sie von den letzten Bergeshöhen aus das tiefere Berg- und Hügelland, in dem sie einige Dörferchen und den „Abonani me kena“ bemerkten, an dessen Ufern sich die Karawanenstraße hinzog. Ihre Freude war groß. Zwar hatten die beiden Flüchtlinge mit großen Schwierigkeiten gerechnet, bei einer solchen Reise konnte es nicht anders sein, aber die rauhe Wirklichkeit übertraf alle gehegten Befürchtungen. Jeder Tag, an manchen Tagen sogar jede Stunde, brachte neue Gefahren und Enttäuschungen.

Dem Karawanenwege durften sie der Feinde wegen nicht folgen. Meistens mußten sie statt des Tages in der Nacht reisen. Brückenlose Bäche waren zu durchschreiten oder zu durchschwimmen. Stellenweise fanden sie undurchschreitbares Sumpfgelände vor. Feindliche Dörfer mußten sie oft auf großen Umwegen umgehen oder wie Diebe des Nachts durchschleichen. Jeden Augenblick konnten sie auf ein wildes Tier oder auf bewaffnete Feinde stoßen. Nur selten war es ihnen möglich, vor dem strömenden Regen der heftigen Gewitter Schutz in einer leerstehenden Hütte zu finden. An manchen Tagen konnten sie nur ganz kurze Strecken zurücklegen, so daß die Reise nach Abonadi schon zwölf Tage gedauert hatte, ohne daß sie ihr Ziel vor sich sahen. Wenn auch Dschembana mit größerer Entschlossenheit den Gefahren begegnete, als Debu anfangs gedacht hatte, so hing dennoch manchmal sein Mut recht tief und oftmals zweifelte er dann am Gelingen des Planes. Wiederholt stießen sie auf feindliche, bewaffnete Männer, aber es gelang ihnen, sich zeitig genug zurückzuziehen und zu verstecken. Einmal fiel Debu beim Überschreiten einer morschen Hängebrücke in einen breiten und tiefen Bach, aber durch die Umsicht und den plötzlich neu erwachten Mut Dschembanas wurde er gerettet. Es fehlte nur wenig, so hätten die Wogen den Verunglückten den nahen, über Klippen und Felsen brausenden Wasserfall hinabgerissen. In einer Nacht hatten sie sich wieder in eine leerstehende Hütte hineingeschlichen, die weit abseits vom Dorfe versteckt im Gebüsch lag. Sei es nun, daß der Besitzer spät in der Nacht zurückkehrte oder daß ein einsamer Wanderer hier ebenfalls sein Nachtlager aufschlagen wollte, jedenfalls öffnete jemand die Tür und trat ein, tastete am Boden herum und fuhr erschreckt in die Höhe. Statt aller Antwort aber hatte sich Debu schnell erhoben, den Fremden gepackt und überwältigt. „Schnell, Dschembana, hole draußen im Busch einige Pfanen, daß wir ihn festbinden. Ich werde ihn so lange festhalten.“ Während Dschembana sich draußen in der Dunkelheit nach Pfanen umsah, gelang es dem Fremden, der über größere Kräfte als Debu verfügte, sich freizumachen und zu entkommen. Mit großem Geschrei rief er laute Warnungs- und Hilfe-

rufe in die Nacht hinein, die schon bald beantwortet wurden. So mußten die beiden Bandariburschen trotz der Dunkelheit und Kälte der Nacht aus ihrem Unterschlupf fliehen. Sie waren froh, noch auf solch glimpfliche Weise davonzukommen, aber nun irrten sie in völlig unbekannter Gegend ohne Obdach und Schutz umher. Eines Tages hatten sie sich zu einer kurzen Mittagsrast in der Nähe des Karawanenweges einen verborgenen Ort gesucht. Obgleich sie selber nicht beobachtet werden konnten, vermochten sie von ihrem erhöhten Versteck aus eine ganze Strecke weit den Weg zu überblicken. Dschembana hatte sich müde und matt auf dem Boden ausgestreckt und die Augen geschlossen. Aber er schlief nicht, sondern dachte an das frühere, so sorglose und angenehme Leben in Bandari. Er verglich es mit seinem jetzigen trostlosen Zustand und hätte vor lauter Wehmut weinen mögen. „Ja, es unterliegt keinem Zweifel,“ sagte er sich, „die Geister unseres Stammes haben den Tod aller Bandarileute beschlossen. Wir gedachten, dem schrecklichen Tod durch die Flucht zu entgehen. Die Geister werden uns trotzdem nicht verschonen. Um sich an uns zu rächen, lassen sie uns das Leben noch für kurze Zeit. Unser Leben ist schlimmer als der Tod. Ich kann es nicht länger ertragen. Ich will nicht länger mehr leben...“ Mitten aus diesen wehmütigen Gedanken heraus riß ihn plötzlich Debu, der sich wie von Sinnen auf ihn stürzte, ihn rüttelte und schüttelte, ihn bei den Schultern packte und rief: „Dschembana, steh auf, schnell!“ — „Laß mich hier liegen, ich kann dich nicht weiter auf der Flucht begleiten!“ — „So steh doch auf, du brauchst nicht mehr zu fliehen. Unsere Not hat ein Ende! So steh doch auf und sieh!“ — „Was —? Ein Ende —? Nicht mehr fliehen —?“ Schnell erhob er sich und schaute in die Richtung, die ihm Debu wies. Nein, das war keine Täuschung! Das war eine Karawane! Das waren Hauffah, die mit Lasten daherkamen und höchstwahrscheinlich nach Abonadi und vielleicht zur Küste zogen. Er vermeinte zu träumen und konnte es noch immer nicht glauben, bis Debu ihm vor Freude um den Hals fiel und ausrief: „So werden wir unser Ziel doch noch erreichen! Unser Leid hat ein Ende, nun sind wir gerettet!“

(Fortsetzung folgt.)